

**Carmen Posadas: *La leyenda de la Peregrina*
(dt. *Die Legende der Peregrina*), Espasa
Libros, 2020, Leseprobe S. 458-469.**

Übersetzung aus dem Spanischen von Sybille Martin

Jahr: 2002

Ort: Haus von Elisabeth Taylor, Bel Air, Kalifornien

Wie viele Frauen bekommen für ein paar Längen im Swimmingpool ein Rubin-Collier geschenkt? Und wie viele haben bei einem Ping-Pong-Spiel gegen ihren Mann einen Brillantring gewonnen? Ich habe acht Scheidungen hinter mir, musste jahrzehntelang mit Schmerzen leben, was mich von Betäubungsmitteln und Alkohol abhängig machte, und wurde zweimal für tot erklärt, betrachte mich aber als glückliche Frau, die reich beschenkt wurde. Ich habe das Schlimmste und das Beste erlebt, so könnte ich mein Leben zusammenfassen. Wie sollte ich nicht dankbar sein?

Das habe ich in einem Fernsehinterview gesagt, obwohl mir damals noch der letzte Schritt in die Hölle fehlte. Im Jahr 1997, mit fünfundsechzig Jahren, wurde ein sechs Zentimeter großer Tumor aus meinem Schädel entfernt, und als ich wieder aufwachte, hatte ich das Glück, meinen eigenen Nachruf lesen zu dürfen (übrigens die leidenschaftlichste Kritik, die je über mich geschrieben wurde). Seitdem habe ich das Gefühl, dass mir das Leben noch eine Frist gewährt

hat, und habe beschlossen, mich endgültig zurückzuziehen, womit mein Agent Walt allerdings gar nicht einverstanden ist.

„Das heilige Feuer muss um jeden Preis geschürt werden, Lizzie. Sonst wirst du vergessen. Schau dir an, was deine Kollegen machen. Charlton Heston leiht seine Stimme einer Fernsehserie über die Bibel, Orson Welles hat im Fernsehen Stummfilme präsentiert und Jane Fonda gibt Aerobic- und Gymnastik-Unterricht, womit sie ein Vermögen verdient hat.“

„Ich brauche kein Geld“, widersprach ich Walter, aber seiner Meinung nach ginge es nicht um Geld, sondern um Präsenz.

„Schau, ich habe die perfekte Lösung für dich gefunden“, insistierte er. „Und ich habe sie bereits verschiedenen Fernsehsendern unterbreitet, sie sind begeistert. Wir wollen, dass du ein Zwiegespräch mit dir selbst aufnimmst. Stell dir vor, was für einen Wert ein solches Video hätte: Die Taylor offenbart sich ihrem Spiegelbild, was für eine Sternstunde in deiner Karriere.“

„Aber das Genie der Monologe war doch Richard“, argumentierte ich dagegen. „Er konnte die Bühne allein mit seiner Stimme füllen: ‚Sein oder nicht sein‘, ‚Freunde! Römer! Mitbürger!...‘, ‚Nun ward der Winter unsers Mißvergnügens...‘ Mir liegt mehr die schlagfertige Erwiderung, ich habe immer einen *partenaire* gebraucht, um das Beste zu geben.“

„Und welche *partenaire* ist besser geeignet als du selbst, Darling? Wenn eine Frau bereits eine Legende ist, braucht es weder Souffleur noch *partenaire*. Auch keinen

Gesprächspartner. Elizabeth versus Liz, sowas interessiert die Leute. Der mit drei Oscars gekrönte Star plaudert mit der Hausfrau, die gerne bügelt - denn du bügelst doch gern, stimmt's, Darling? Anders ausgedrückt: Cleopatra, Königin von Ägypten, steht einer Mutter in Pantoffeln gegenüber, für die ihre Kinder das Wichtigste waren, denn du warst schon immer eine Glücke. Du hast sogar gestandenen Männern die Mutter gespielt! Ich finde, da könnten wir ansetzen, mit einer guten Mischung aus der Göttin des Glamours und einer Frau aus Fleisch und Blut. Lass es uns mal probieren, erzähl beispielsweise, wie du Montgomery Clift vor dem Erstickungstod gerettet hast. Stell dir vor, du schaust direkt in die Kamera und fragst dein anderes Ich: „Stimmt es, Miss Taylor, dass Sie Ihrer ersten großen Liebe das Leben gerettet haben, während eine Meute Paparazzi versuchte, seinen Todeskampf zu filmen?“

Noch bin ich mir nicht sicher, ob ich auf Walter hören soll. Ein Zwiegespräch mit mir selbst finde ich höchst merkwürdig, als wäre ein Teil von mir ein Gespenst oder ein Hologramm. Außerdem wissen die Leute bereits alles über mein Leben, ich sehe nicht, was ein solches Video noch dazu beisteuern könnte. Na gut, einen Versuch ist es wert, mal sehen, was dabei herauskommt. Denn ich habe immer gern vor dem Spiegel geprobt, keine Ahnung, wie viele Rollen ich auf diese Weise einstudiert habe.

„Stimmt schon“, sage ich zu meinem Spiegelbild, „ich war wahnsinnig verliebt in Monty, auch wenn ich wusste, dass er diese Liebe nicht erwidern konnte. Weshalb ich aber nicht aufgehört habe, ihn zu lieben. (*Ich lächle*). Im Gegenteil,

ich habe sofort gemerkt, dass ich ihn vor den anderen beschützen muss, vor allem vor sich selbst, und das, obwohl ich erst sechzehn war und er fast dreißig. Er war meine erste große schwule Liebe. Später folgten James Dean und natürlich Rock Hudson, der einsam und geächtet starb, weil er sich mit einer Krankheit angesteckt hatte, die damals niemand kannte. An dem Tag, als wir ihn verloren, wusste ich, dass ich meine ganze Kraft in den Kampf gegen Aids stecken müsste, auch gegen Homophobie. Aber das war viel später. Als ich mich damals - 1949 - in Monty verliebte, gab es diese Begriffe noch gar nicht, auch nicht das Wort „gay“. Damals wurden sie ‚queers‘ (Schwuchteln) oder ‚pansies‘ (Tunten) genannt oder mit schlimmeren Schimpfnamen bedacht. Monty quälte sich sehr, er war hypersensibel... Aber wenn er eine Rolle spielte, verschmolz er derart mit der Figur, dass er vor Anspannung vibrierte und nach dem Drehen einer Szene nicht aufhören konnte! Außerdem war seine Schönheit geradezu verstörend, ihn anzusehen fiel einem manchmal schwer. Schade, denn schon bald folgten der Alkohol, die Angstblocker, die Schlaftabletten... In der Nacht seines Unfalls war er auf einer Party in meinem Haus. Ich hatte nicht bemerkt, in welchem Zustand er war, sonst hätte ich ihm niemals erlaubt, selbst zu fahren. Fünf Minuten später überbrachte uns jemand die schlechte Nachricht. Er war keinen Kilometer entfernt auf einen Telefonmast geprallt. Ich rannte zu dem Schrotthaufen, der einmal sein Auto gewesen war, und verscheuchte die Fotografen, die bereits Blut geleckt hatten. „Wenn ihr es wagt, ihn zu fotografieren, werde ich

dafür sorgen, dass ihr nie wieder eine Arbeit findet!“, schrie ich. Und ich erinnere mich, dass sein Gesicht nur noch eine unförmige Masse war, während seine Augen wie zwei blaue Inseln in einem Meer aus Blut trieben. Sie sahen mich flehend an und er zeigte auf seinen Mund. „Reiß sie raus!“, glaubte ich verstanden zu haben. Beide Vorderzähne hatten sich in die Zunge gebohrt, ein Wunder, dass er nicht erstickt ist.

Ist es das, was ich erzählen soll?, frage ich mich. Es gab noch mehr solcher oder schmerzlicherer Episoden in meinem Leben. Ich könnte zum Beispiel vom Tod Michael Todds erzählen, der mich mit sechsundzwanzig Jahren und einem kleinen Baby zur Witwe machte; oder von meinem Sturz vom Pferd, bei dem ich nur knapp einer Querschnittslähmung entgangen bin und an dessen Folgen ich bis heute leide. Aber vermutlich möchte Walt, dass ich etwas anderes erzähle.

„Also wirklich, Darling, ein bisschen Tragik ist gut und gibt dem Leben Farbe, aber was die Leute wirklich interessiert, ist Liebe, Luxus, Yachten, Privatjets, Juwelen, und dieses Kapitel deines Lebens hat nur einen Namen: Richard Burton. Erzähl deinem unsichtbaren Publikum hinter dem Spiegel, wie ihr euch bei den Dreharbeiten zu *Cleopatra* kennengelernt habt. Sie war eure Kupplerin, nicht wahr? Natürlich wohnt allem, was mit dem alten Ägypten und seinen Pharaonen zu tun hat, auch ein Fluch inne...“

„Ja, aber auch ein Segen. Wo soll ich deiner Meinung nach anfangen?“

Die Frage ist natürlich absurd, ich weiß ganz genau, wie Walts Antwort lautet:

„Vergiss den Segen! Wohltaten langweilen die Schäfchen. Der Fluch ist viel interessanter.“

Nicht, dass ich Walt kritisieren möchte, aber im Falle Cleopatra schloss der Segen (mich in Richard zu verlieben) alle Flüche ein, und es waren nicht wenige. Als ich erfuhr, dass er die Rolle des Marcus Antonius spielen sollte, hatte ich mir fest vorgenommen, keine weitere Kerbe in seinem Revolvergriff zu werden. Es gab schon genug Frauen, die seinetwegen an Liebeskummer litten, einschließlich seiner Frau Sybil, eine wahre Heilige, die ihm all seine Seitensprünge verzieh. Ich erinnere mich daran, dass Richard am ersten Drehtag mit einem kolossalen Kater ans Set kam. Er - der große Shakespeare-Darsteller und Nachfolger von Sir Laurence Olivier! - saß mit diesem lächerlichen Minirock eines römischen Soldaten, sechs oder sieben sorgfältig auf die Stirn geklebten Löckchen und dem Gesicht eines reumütigen Lausbuben auf einem Klappstuhl in der Garderobe. Der Arme konnte kaum die Kaffeetasse halten, die ihm ein Assistent hingestellt hatte. Männer, die wie kleine Jungs wirken, haben schon immer die Glücke in mir geweckt, weshalb ich zu ihm sagte: „Komm mal her“, und ihm den Kaffee mit dem Löffel einflößte. „Noch ein bisschen mehr, dann wirst du dich besser fühlen.“

Drei Tage später kostete es den Regisseur Mankiewicz einige Mühe, sich am Ende der Liebesszenen mit seinem „Cut!“ Gehör zu verschaffen. Natürlich haben alle gemerkt, was mit uns los war, und es folgte der Skandal.

„Cut!“, ruft jetzt in meinem Kopf die Nervensäge Walt. „Kommt nicht in Frage. Es geht nicht darum, etwas zu erzählen, das schon tausend Mal erzählt wurde. Es wurden Flüsse aus Tinte vergossen über die Aufsehenerregendste Romanze der Kinogeschichte, der zwei nicht weniger Aufsehen erregende Scheidungen folgten: seine von Sybil und deine von Eddie Fisher. Liebe, Schönheit, Glamour und Öffentlichkeit in Hülle und Fülle. Wo ist der viel beschworene Fluch der Cleopatra? Hatten wir nicht vereinbart, dass du vom Schlechten erzählst?“

„Ja, aber dafür muss ich zwei Jahre zurückgehen und erklären, dass der Film schon vor Beginn der Dreharbeiten unter einem unglücklichen Stern stand. Zum Beispiel wegen der enormen Kosten, die ihn zum teuersten Fiasko der Kinogeschichte machten und die 20th Century Fox beinahe in den Ruin getrieben hat. Ich habe eine Million Dollar für meine Rolle verlangt, im Jahr 1963 eine astronomische Summe. Aber meine Gage war nur ein Tropfen im Ozean der Kostspieligkeit und Geldverschwendung: Die Anfertigung von über fünfundzwanzigtausend Gewändern, ein jedes noch teurer und raffinierter; annähernd tausend Featured Extras und Komparsen für die Produktion, nicht zu vergessen das fast ebenso zahlreiche Heer der Friseure, Maskenbildner, Gewandmeister, Tischler, Stuckateure, Bühnenarbeiter und Handwerker der unterschiedlichsten Gewerke. An achtzig Sets wurden parallel Szenen gedreht. Der Nachbau von Gebäuden und Palästen war derart aufwändig und kompliziert, dass sie entweder einstürzten, in Flammen aufgingen oder viel zu groß waren für das, wofür sie benötigt wurden. Die berühmte

Szene, als Cleopatra im Gefolge der Sklaven und bejubelt von den Massen in Rom einzieht, zum Beispiel, benötigte einen fahrbaren, über zwanzig Meter hohen und ziemlich breiten Turm, auf dem sich mein geschmückter Thron befand. Als sich der Zug gerade in Bewegung gesetzt hatte, fiel ihnen auf, dass das Ungetüm nicht unter dem Triumphbogen hindurchpasste. Sie mussten in aller Eile einen neuen bauen lassen. Als der gravierende Schnitzer behoben war, musste die ganze Szene mit den vielen Komparsen, die mich bejubelten (und ich da oben voller Angst und mit zwei Valium im Blut, weil ich nicht schwindelfrei bin), noch einmal gedreht werden: Und dann war unter den Bürgern des Römischen Reiches ein Eisverkäufer auf einem Fahrrad zu sehen.

Doch der Fluch der Cleopatra hatte mich bereits zwei Jahre zuvor eingeholt. Es gab einen ersten Versuch, diesen Film (mit einem anderen Regisseur und einem anderen Schauspieler in der Rolle des Markus Antonius) in England zu drehen. Wer war eigentlich der Idiot, der glaubte, die verregnete und eiskalte Landschaft von Buckinghamshire ließe sich - Abrakadabra - in ein heißes, sandiges Ägypten verwandeln? Ich habe es nie erfahren, aber demjenigen verdanke ich einen meiner ersten „Tode“. Am Set war es derart kalt, dass ich mir, als Königin des Nils gekleidet (oder besser unbekleidet), erst eine Erkältung, dann eine Grippe und schließlich eine doppelseitige Lungenentzündung zuzog, gegen die kein Medikament half. Zwei Mal wurde ich wiederbelebt und obwohl ich damals nicht meinen eigenen Nachruf lesen musste, verschlimmerten die Nachwirkungen

meine Rückenbeschwerden und läuteten meine Abhängigkeit von Schmerzmitteln ein. Möchte Walt, dass ich davon erzähle? Wie mich der Fluch der Cleopatra für immer zur Sklavin von Schmerztabletten machte und wie sich nach meiner Heirat mit Richard noch die Alkoholsucht dazugesellte?

Ich wende mich vom Spiegel ab, vor dem ich dieses Gespräch geprobt habe, und weiß jetzt, dass es niemals das Licht der Öffentlichkeit erblicken wird. Was für ein Blödsinn, der Nachwelt ein langes Zwiegespräch mit mir selbst zu hinterlassen: Die mit Gold und Perlen geschmückte Cleopatra versus Liz mit Lockenwicklern und Pantoffeln. Ich weiß schon, dass heutzutage Offenherzigkeit, Nahbarkeit und öffentliches Beichten der begangenen Sünden populär sind, aber es wird besser sein, wenn sich Walt etwas anderes einfallen lässt, denn ich habe beschlossen, diese Rolle abzulehnen, weil sie nicht zu mir passt. Was glaubt er eigentlich, wozu ich so viele Jahre meines Lebens darauf verwendet habe, eine der größten Schmucksammlungen aufzubauen? Bestimmt nicht, damit mich die Leute in Pantoffeln und erst recht nicht mit Lockenwicklern in Erinnerung behalten. Richard bestand auf seine wertvollen Geschenke, damit ich wusste, wie sehr mich der Mann an meiner Seite liebte. Doch in Wahrheit musste er seine große Liebe für mich der Welt beweisen und seine Gewissensbisse beschwichtigen, weil er für mich Sybil verlassen hatte, die ihn klaglos liebte. Ach, das Gespenst der Schuld. Es gibt nur wenige Männer, die gegenüber diesem Virus immun sind,

vor allem dem der Gefühle, und Richard gehörte natürlich nicht zu ihnen. Deshalb hat er mich mit Schmuck überhäuft. Manche werden denken, merkwürdiges Verhalten. Ich nicht. Ich hatte schon bald begriffen, dass er damit für einen früheren Betrug um Vergebung bat. Schmuckstücke verfügen über diese Tugend: Sie können Ausdruck von menschlichen Trieben sein, insbesondere der geheimsten und unvorstellbarsten. Ich bin davon überzeugt, dass viele Kapitel der Geschichte besser zu verstehen wären, wenn Schmuckstücke sprechen könnten.

Hör mal, sage ich zu meinem Spiegelbild, das wäre doch wirklich viel interessanter. Besser, als zwei Elizabeth Taylors über ihr Leben plaudern zu lassen, wäre es, ihnen das Wort zu erteilen. Meine Diamanten bergen Geheimnisse. Nicht nur meine oder Richards, auch die Geheimnisse ihrer früheren Besitzer. Wie viele Geschichten der Liebe, des Hasses, der Leidenschaft oder des Betrugs haben sie wohl erlebt und gar begünstigt. Manche sind noch relativ jung, wie zum Beispiel mein Krupp-Diamant. Richard sagte gern, dass diese dreiunddreißig Karat eine Art poetische Gerechtigkeit walten ließen. In weniger als dreißig Jahren samt einem Weltkrieg gelangte er aus den Truhen der Familie Krupp, die Waffen produzierte und eine nicht unbedeutende Rolle bei der Auslöschung von Millionen Menschen im Holocaust innehatte, an den Finger einer jungen Mittelschichts-Jüdin: Liz Taylor.

Alle meine Juwelen bergen eine Geschichte. Manche liegen weit zurück und haben Anflüge von *Tausendundeine Nacht*, wie mein Taj Mahal-Diamant. „Ich wollte dir zum vierzigsten

Geburtstag den Taj Mahal schenken, Darling, aber es wäre etwas mühsam gewesen, ihn hierher zu bringen, deshalb ist das dein Trostpflaster.“ Das waren seine Worte, als er mir dieses Stückchen mongolischen Himmel schenkte. Wenn ich sage, dass er die Form eines Herzens hat und mit Rubinen und Diamanten eingefasst ist, könnte man denken, dass es sich um ein klobiges Schmuckstück handelt, aber nein. Tatsächlich könnte er auf den ersten Blick als einer dieser Fantasy-Anhänger durchgehen, die jetzt so modern sind, weshalb ich ihn öfter tragen kann als meine anderen Diamanten, die zwar weniger wertvoll, aber viel auffälliger sind. „Erzähl mal deine Geschichte, mein Kleiner“, fordere ich ihn auf und fahre mit dem Zeigefinger über die Gravur *Jahan Begum Padsha 23.1037* auf Urdu. Könnte er sprechen, würde mein Diamant erzählen, dass Kaiserin Jahan im Jahr 1037 (nach unserer Zeitrechnung 1627) ihn von ihrem Mann Jahagir geschenkt bekam. Es war jedoch seine zweite Besitzerin, die den Stein zur Legende machte, denn legendär ist auch ihre Liebesgeschichte. Der Sohn von Kaiser Jahandir, Shah Jahan I., liebte seine Favoritin so sehr, dass er ihr nicht nur diesen einzigartigen Stein schenkte. Als Mumtaz Mahal bei der Geburt ihres vierzehnten Kindes starb, ließ der König ihr in seiner großen Trauer das womöglich herrlichste Grabmal der Welt bauen: das Taj Mahal, das Richard mir zum Geburtstag schenken wollte und von dem ich jetzt nah am Herzen ein Stückchen trage.

Was für Geheimnisse und Legenden könnten meine anderen Juwelen noch erzählen? Manche mögen denken, dass die größten und teuersten Stücke die leidenschaftlichsten

Geschichten bergen. Aber ebenso wie schöne Menschen gibt es schöne Steine, die todlangweilig sind. Wie mein Cartier-Diamant, fürchte ich. Kaum einer ist strahlender, doch der Arme hat den größten Teil seiner Existenz in einem Etui geschlummert. Selbst ich habe ihn nur selten angelegt. In meinem Alter habe ich keinen Anlass mehr, einen 68 Karat-Stein von der Größe eines Hühnereis zu tragen. Als Richard ihn mir schenkte, trug ich ihn so oft wie möglich, doch seine Auftritte blieben gezählt. Das muss sein Schicksal sein. Als er 1966 aus einer Mine in Südafrika geholt wurde, glaubte man, er würde wegen seiner Größe großes Aufsehen erregen. Der Juwelier Harry Winston, der ihn erwarb, hatte festgestellt, dass er brutto stolze zweihundertvierzig Karat wog. Winston war derart begeistert von seinem Diamanten, dass er eine Pressekonferenz anberaumte, damit sein „erster Schlag“, wie Juweliere das Spalten eines Edelsteins nennen, festgehalten wurde. In diesem Fall spaltete der erste Schlag den Stein in zwei Teile, einen kleinen, unwichtigen, und einen großen, der geschliffen wurde, bis das herauskam, was er jetzt ist, ein großer, spektakulärer Tropfen. Brocken, nannte ihn eher herablassend seine erste Besitzerin, Harriet Annenberg, die Schwester eines Verlagsmagnaten. Sie ließ sich einen Ring damit anfertigen, doch der Edelstein ragte über zwei Fingerglieder hinaus, weshalb sie beim Abholen meinte, dass sie diesen Ring nie tragen könnte. „New York ist eine sehr gefährliche Stadt. Damit riskiere ich, meinen Finger zu verlieren, oder schlimmer noch, tot in irgendeiner Straßenecke zu landen“, argumentierte sie. So schlummerte

mein schöner Diamant eine Zeitlang im Schmuckkästchen, bis ihn die enttäuschte Mrs. Annenberg an Cartier verkaufte, der ihn seinerseits uns verkaufte.

So sind Schmuckstücke, irgendwie immer kapriziös. Einige haben nichts zu erzählen und andere machen lautstark auf sich aufmerksam, was dazu führen kann, dass sie das Konzept nicht weniger relevanter Ereignisse verändern. *Objekte als Zeitzeugen der Geschichte*. Ich finde, das wäre ein interessantes Thema für eine TV-Dokumentation, wesentlich aufschlussreicher als diese Lappalien, die ich laut meinem Agenten in einem Zwiegespräch enthüllen soll. Liz Taylor erzählt die Geschichten ihrer Schmuckstücke, Geheimnisse aus den Gemächern der Könige, in deren Besitz sie waren, unbeschreibliche Indiskretionen, ungeahnte Schwächen der Reichen und Mächtigen, aufgedeckt anhand der Preziosen, mit denen sie sich zu schmücken pflegten.

Da fällt mir etwas ein: Stell dir mal vor, was meine Perle Peregrina erzählen könnte. Im Prospekt, den uns das Auktionshaus damals zuschickte, war zu lesen, dass sie im XVI. Jahrhundert von einem Sklaven in der Karibik aus dem Meer gefischt wurde und schon bald darauf in den Besitz Phillips II. gelangte. Aber was in der Zwischenzeit mit ihr geschah, bis sie mir geschenkt wurde, weiß niemand. Oder doch? Denn der Weg einer derart berühmten Perle müsste sich doch erforschen lassen. Womit könnte die Geschichte beginnen? Am besten mit mir, indem ich erzähle, wie sie in meine Hände gelangte. Ich könnte zum Beispiel diese Episode in einem Hotel in Las Vegas heraufbeschwören, als Richard eine Scheißlaune hatte und die Perle plötzlich verschwunden

war. Ich muss immer noch lachen, wenn ich mich daran erinnere. Allein der Gedanke, dass sie nach vierhundert Jahren aufregender Wanderung fast von Richards schrecklichem Lieblingshündchen gefressen wurde! Genau an dem Punkt, wenn die Perle im Maul von Candy verschwunden ist, könnte man mit einer filmischen Rückblende vier Jahrhunderte zurückgehen, um herauszufinden, was mit dem Sklaven geschah, der sie vom Meeresgrund gefischt hat, wie sein Leben und Leiden ausgesehen hat. Hatte er den Tauchgang überlebt? Starb er, als er sie aus dem Meer fischte? Gibt es Legenden der großen Perlen, wie behauptet wird? Und worin bestehen sie genau? Um das herauszufinden, brauche ich einen Bücherwurm. Jemanden, der ihre unglaubliche Reise bis zu Richard und mir erforscht, beurteilt, bewertet und ans Licht holt. Na schön, darum soll sich Walt kümmern. Und wenn wir schon dabei sind, soll er mir auch gleich einen Ghostwriter besorgen, denn außer einer Fernsehserie sollte *Die Legende der Peregrina* auch in Buchform erscheinen. Es gibt so viele Geschichten zu erzählen, sie würden nie alle in ein TV-Format passen. Also, wo ist mein Handy? Verlegt, wie immer vermutlich. Was für ein Chaos, meine liebe Lizzie. Ach, da ist es ja, zum Glück.

„Walt? Walt, mein Schatz, komm sofort her, wir müssen reden. Wie...? Du bist in Palm Beach beim Golfspielen? Von mir aus kannst du auch Fabelwesen nachjagen. Nimm den nächsten Flug, ich erwarte dich zum Dinner. Ich hatte gerade eine Idee, du wirst begeistert sein. Außerdem gibt

es dein Lieblingsgericht, Beefsteak Tartar, also beeil dich.“